

FESTAKT



zum Tag der Deutschen Einheit
am 3. Oktober 2019



Nationalhymne

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach lasst uns alle streben,
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand:
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
blühe, deutsches Vaterland!

FESTAKT

zum Tag der Deutschen Einheit
am 3. Oktober 2019
im Plenarsaal des Sächsischen Landtags

Festredner:
Ulrich Wickert,
Journalist und Autor

Es musizierte das MARS-Quartett.

Violine: Charlotte Thiele, Violine: Filip Zaykov,

Viola: Johann Pätzold, Violoncello: Sofia von Freydorf

Inhalt


Impressum:


Herausgeber:

Sächsischer Landtag
Verfassungsorgan des Freistaates Sachsen
Stabsstelle Presse und Öffentlichkeitsarbeit,
Protokoll und Besucherdienst
Bernhard-von-Lindenau-Platz 1
01067 Dresden

Der Freistaat Sachsen wird in Angelegenheiten
des Sächsischen Landtags durch den Präsidenten
Dr. Matthias Rößler vertreten.

Tel. 0351 493-50
publikation@slt.sachsen.de
www.landtag.sachsen.de

 twitter.com/sax_lt

 [instagram.com/sachsen_landtag](https://www.instagram.com/sachsen_landtag)

V.i.S.d.P.: Ivo Klatte, Sächsischer Landtag,
Anschrift s. o.

Redakteurin: Katja Ciesluk, Sächsischer Landtag,
Anschrift s. o.

Fotos: Thomas Schlorke, www.thomasschlorke.de
Steffen Giersch (Gespräch mit Ulrich Wickert)

Gestaltung, Satz: Ö GRAFIK agentur für marketing und design,
www.oe-grafik.de

Druck: Sächsischer Landtag,
Anschrift s. o.

Diese Publikation wird vom Sächsischen Landtag im Rahmen der
Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Sie ist kostenfrei erhältlich.
Eine Verwendung für die eigene Öffentlichkeitsarbeit von Parteien,
Fraktionen, Mandatsträgern oder zum Zwecke der Wahlwerbung ist –
ebenso wie die entgeltliche Weitergabe – unzulässig.

Begrüßungsrede

des Präsidenten des Sächsischen Landtags,

Dr. Matthias Rößler 6

Ansprache

des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen,

Michael Kretschmer 12

Vorstellung des Festredners,

Ulrich Wickert 18

Festrede

des Journalisten und Autors,

Ulrich Wickert 20

Im Gespräch mit Ulrich Wickert 36



»Zusammenhalt in einem geeinten Deutschland«

Begrüßungsrede des Präsidenten des Sächsischen Landtags, Dr. Matthias Rößler



Liebe Bürgerinnen und Bürger,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
verehrte Repräsentanten,
Mitglieder der Verfassungsorgane und des Diplomatischen Corps,
Exzellenzen, sehr geehrter Ulrich Wickert,
meine Damen und Herren,

es waren für uns alle historische Stunden vor 30 Jahren. Vieles war in Bewegung geraten. Die ungarische Regierung hatte Anfang September 1989 die Grenze zu Österreich geöffnet. Der Eiserne Vorhang bekam ein erstes Loch. Zehntausende DDR-Bürger nutzten die Gelegenheit und flohen in den »Westen«.

Am 3. Oktober 1989, auf den Tag genau vor 30 Jahren, setzte deshalb die DDR-Staatsführung den pass- und visafreien Verkehr zwischen der DDR und der Tschechoslowakei aus. Die Grenzschließung zum Nachbarland war eine der vielen Bankrotterklärungen der kommunistischen Diktatur. Die SED-Führung wusste erneut kein anderes Mittel, um die Abstimmung mit den Füßen zu stoppen, als das Einsperren der Bevölkerung. Es herrschte »Panik im Olymp«.

Aus dem gleichnamigen Band des in Leipzig geborenen Lyrikers Dieter Mucke stammt das Gedicht »Unruhige Zeiten«, das ich zitieren möchte:

»Um die Stärke der Erdbeben zu verheimlichen,
werden die Seismographen arretiert.

Das erschüttert natürlich die Erdbeben nicht im Geringsten.

Nun werden sie bloß nicht mehr klingeln oder klopfen,
sondern gleich mit der Tür ins Haus fallen.«



Die Menschen in Mitteleuropa standen 1989 vor einer Zeitenwende. Weltgeschichtliche Ereignisse bahnten sich an. Es waren unruhige Zeiten. Politische Erdbeben begannen, die Diktaturen stürzten.

Ich erinnere mich noch genau an diese Tage Anfang Oktober 1989. Die Züge mit den Ausreisenden, die von Prag aus quer durch die südliche DDR in die Bundesrepublik fuhren, entfachten Aufruhr. Am Dresdner Hauptbahnhof kam es zu Zusammenstößen zwischen denen, die eine Möglichkeit des Fortkommens suchten, und der Polizei. Die vornehmlich jungen Menschen, wissend, dass sich nichts ändern würde, wollten nur noch raus. Erich Honecker hatte schließlich klar gesagt, man solle ihnen »keine Träne nachweinen«.

Nach der Plauener Volkserhebung am 7. Oktober 1989 gelang am 8. Oktober in Dresden die erste Großdemonstration, am 9. Oktober zogen



schließlich 70 000 Menschen friedlich demonstrierend durch die Leipziger Innenstadt. Die bis an die Zähne bewaffnete Staatsgewalt griff nicht mehr ein, die Sowjetsoldaten blieben in ihren Kasernen. Michail Gorbatschow sei Dank!

Meine gesamte Familie ging von Anfang Oktober 1989 an jeden Montag auf die Straße. Nun hieß es: »Wir bleiben hier!« In den kommenden Wochen riefen wir wie Hunderttausende andere nach Freiheit, Demokratie und Wohlstand. Wir holten uns damals in der friedlichen Revolution unser Land und unsere Freiheit zurück.

Der 3. Oktober ist ein historisches Datum für Sachsen. Es ist der Tag der Deutschen Einheit, der Tag, an dem 1990 unsere gespaltene deutsche Nation friedlich wiedervereinigt wurde. Es ist aber auch der Tag der Wiedergründung unseres Freistaates Sachsen auf der Albrechtsburg zu Meißen.

Und, was meist vergessen wird, es ist der Tag unseres Eintritts in ein geeintes freies Europa. Das gehört untrennbar zusammen. Wir Deutschen fanden uns nach selbstverschuldeten Katastrophen von weltgeschichtlich einmaliger Dimension plötzlich als Gewinner in der Mitte Europas wieder, umgeben von befreundeten Staaten und versehen mit besten Perspektiven.

Meine Damen und Herren, das hätte alles auch anders kommen können. Es hätte kommen können wie wenige Monate zuvor auf dem »Platz des Himmlischen Friedens«, als die chinesischen Kommunisten mit Panzern die Demokratiebewegung niederwalzten. Egon Krenz hatte sich bei einem Besuch in Peking noch Anregungen geholt und uns, der Demokratie- und Bürgerbewegung in der DDR, offen damit gedroht.

Nicht wenige, so scheint mir, haben das heute vergessen. Darum will ich noch einmal deutlich sagen: 1989/1990 waren »Wunderjahre« hin zum Besseren, zu Freiheit, Einheit, Demokratie.

Aber es waren nach der Deutschen Einheit auch Jahre großer Verwerfungen. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat jüngst auf die »Härten des Umbruchs« hingewiesen. Kaum ein Stein blieb im Osten auf dem anderen – baulich, menschlich, gesellschaftlich. Während viele im Westen, ich zitiere Frank-Walter Steinmeier, »den Umbruch und seine Folgen eher aus der Distanz und oft auch mit Distanz« erlebt haben, war im Osten jede Familie direkt betroffen.

Trotz aller damaliger Unsicherheiten und Veränderungen: Die Deutsche Einheit ist geglückt. Ihre für jedermann sichtbaren Erfolge kamen in den vergangenen Monaten der neuerlich aufgeflammtten Ost-West-Debatte deutlich zu kurz. Im 30. Jahr der Friedlichen Revolution, des Mauerfalls, sollten wir uns auch und besonders der positiven Seiten vergewissern.

Und wir sollten an die Voraussetzungen denken. Denn neben dem unbändigen Fleiß aller waren es besonders die große innere Solidarität, die staatliche Stabilität und der gesellschaftliche Zusammenhalt, die uns in den letzten 30 Jahren vorangebracht haben. Und nur sie können es auch sein, die uns in den kommenden 30 Jahren voranbringen.

Meine Damen und Herren, unsere Demokratie ist nie fertig, und nie darf sie stillstehen. Sie soll im besten Sinne funktionieren, arbeiten. Nötig ist dafür eine zivilisierte öffentliche Auseinandersetzung darüber, wohin wir wollen. Die Gesellschaft muss klar diskutieren, wie es weitergehen soll: mit Europa, beim Klimaschutz oder in Fragen der Migration. Die Stärke einer freien Gesellschaft liegt in ihren vielen unterschiedlichen Sichtweisen sowie in der Fähigkeit, diese – wenn auch oft mühsam – in Kompromissen zu binden.

Beides, den offenen Diskurs wie das Übereinkommen am Ende, darf sich eine freie Gesellschaft nicht selbst aus der Hand nehmen. Wenn aus Unterschied Polarisierung, aus Streit Zerrissenheit wird, und der



Konflikt den Kompromiss dominiert, dann ist das der falsche Weg. Es ist zweifelsohne oft nicht einfach, die gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse auszuhalten. Sie sind emotional, sie sind aufbrausend, manchmal sind sie von Panik getrieben. Das alles darf nie Anlass für uns sein, die unerlässliche Vernunft, die gute Politik gebietet und die eine Gesellschaft braucht, über Bord zu werfen.

Am 3. Oktober 1990 wurde unser von der Geschichte zerrissenes Volk wiedervereinigt. Heute leben wir in einem wunderbaren Deutschland, fest eingebunden in das vereinte Europa. Lassen Sie uns die Stabilität und den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft nie wieder aufs Spiel setzen. Bewahren wir die unverbrüchlichen demokratischen Spielregeln um jeden Preis. Pflegen wir einen realistischen Blick auf die Welt. Finden wir so einvernehmliche Lösungen für unser Land und seine Menschen.

Wenn ich aus dem Herbst 1989 eines gelernt habe, dann wie wichtig das »Wir« ist, das den Konsens, das gemeinsame Ziel sucht und auf diese Weise die Spaltung überwindet. »Wir sind ein Volk!« war ein zentraler Ruf der Friedlichen Revolution 1989. Als demokratische Aufforderung an eine Bürgergesellschaft, die sich füreinander verantwortlich fühlt, als Appell zu einer aufgeklärten nationalen Identität in einem zusammenwachsenden Europa ist er von Aktualität.

Meine Damen und Herren, einer, dessen Fokus seit Jahren auf der Gesellschaft, deren Freiheit und Zusammenhalt liegt, ist unser Ehrengast Ulrich Wickert, Grandseigneur des deutschen Fernseh-Journalismus'. Herzlich willkommen im Sächsischen Landtag!

Geboren 1942 in Tokio, wuchs er in Heidelberg auf, ging dort und später in Paris zur Schule. Sein Studium der Rechtswissenschaften und der Politikwissenschaft führte ihn nach Bonn und in die Vereinigten Staaten. Im Journalismus fand er bald danach seine Berufung.

Zunächst arbeitete er von 1969 bis 1977 als Redakteur beim WDR-Fernsehmagazin »Monitor«, dann als Korrespondent der ARD in Washington und New York. Von 1984 bis 1991 leitete er das Pariser ARD-Studio und berichtete während des mitteleuropäischen Umbruchs aus der französischen Hauptstadt. Er wurde, wie er selbst schmunzelnd sagt, dafür bezahlt, in Paris zu arbeiten.

Bis heute prägt ihn der Blick von außen auf unser Land, zeigt ihm sein internationales Leben, dass Heimat mehr ist als Geografie, vielmehr ein Gefühl, eine Idee.

Zurück nach Deutschland kam Ulrich Wickert im Jahr 1991. Er wurde hier der Zuschauerschaft bald als »Mister Tagesthemen« ein Begriff. Von 1991 bis 2006, ganze 15 Jahre lang, war er Erster Moderator bei den »Tagesthemen« in Hamburg.

Ausgezeichnet mit etlichen Journalistenpreisen ist er deshalb und wegen seines großen gesellschaftlichen Engagements Offizier der französischen Ehrenlegion und Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse.

Ulrich Wickert, meine Damen und Herren, ist nicht nur ein herausragender und weithin präsender Redner, er ist auch ein Vielschreiber. Aus seiner Feder stammen zahlreiche Krimis mit einem grimmig-charmanten Pariser Untersuchungsrichter.

Dann gibt es von ihm Interviewbände mit Richard von Weizsäcker oder Hans-Dietrich Genscher. Vor allem aber ist Ulrich Wickert Autor vieler Sachbücher und Essays, darunter diverse Bücher über Frankreich.

Sein neuestes Buch trägt den Titel: »Identifiziert Euch! Warum wir ein neues Heimatgefühl brauchen«. Er geht darin der nicht ganz einfachen Frage nach, was die Gemeinschaft ausmacht und was sie zusammenhält. Er tut das mit der ihm eigenen philosophischen Differenziertheit und einer großen Weltgewandtheit.

Wir dürfen gespannt sein, was er uns zu sagen hat.

Zuvor bitte ich unseren Ministerpräsidenten Michael Kretschmer um das Wort.

Vielen Dank.



»Wir haben dieses Land aufgebaut –
gestalten wir es weiter!«

Ansprache des Ministerpräsidenten des Freistaates Sachsen, Michael Kretschmer



Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
meine Damen und Herren Abgeordnete,
Mitglieder der Staatsregierung,
liebe Frau Verfassungsgerichtspräsidentin Munz,
lieber Herr Wickert,
sehr geehrte Ehrengäste!

Vor wenigen Tagen durfte ich vier Leipziger Bürger auszeichnen, die im Herbst 1989 mit einem selbstgestalteten Plakat mit der Aufschrift »Für ein offenes Land mit freien Menschen« gegen den SED- und Stasi-Staat und gegen die Repressalien in der DDR demonstriert haben. Gesine Oltmanns, Katrin Hattenhauer, Uwe Schwabe und Christian Dittrich wussten sehr genau, welcher Gefahr sie sich aussetzten, als sie am 4. September 1989 mit ihrem Plakat aus der Nikolaikirche heraustraten und so dem Obrigkeitsstaat die Stirn boten. Der Mut dieser vier Menschen steht stellvertretend für viele Tausende und Hunderttausende, die in den folgenden Wochen für Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit auf die Straße gegangen sind.

Und dieser Mut, meine Damen und Herren, der sich später in anderen Überschriften ausdrückte, wie »Wir sind das Volk« und einige Wochen später »Wir sind ein Volk«, war die Voraussetzung dafür, dass das Wunder der Friedlichen Revolution gelingen konnte. Danach kam das Wunder der deutschen Einheit genauso wenig voraussetzungslos wie das erste, das wir erlebt haben. Es brauchte Menschen in der Bundesrepublik, die europäisch vernetzt waren, die Vertrauen genossen in der Welt und die die Kraft und die Vision hatten, das Ganze zusammenzuführen.



Helmut Kohl war einer davon. Daran schloss sich das dritte Wunder an — und das, meine Damen und Herren, haben wir alle gemeinsam geleistet: wir hier in Deutschland, in Ost wie West. Wir haben in den vergangenen 29 Jahren dieses Land aufgebaut. Wir haben die Umweltsünden der DDR beseitigt. Wir haben heute eine viel höhere Lebenserwartung als noch vor 1989. Wir haben dieses Land gestaltet — wir hatten 40 Jahre lang eine unterschiedliche Erzählung, haben aber mittlerweile auch seit 30 Jahren eine gemeinsame.

Wir hier in den neuen Bundesländern, im Freistaat Sachsen haben dieses vereinte Deutschland mitgestaltet. Dabei gab es Niederlagen und verpasste Chancen. Ich hätte mir gewünscht — und rückblickend wäre es bestimmt eine sehr wichtige Entscheidung gewesen –, dass es gelungen wäre, nach 1989/90 dieser Bundesrepublik Deutschland eine neue, eine gemeinsam erarbeitete Verfassung zu geben. Aber das ist nicht passiert, und es ist eine verpasste Chance. Viele andere Chancen, meine Damen und Herren, haben wir genutzt. Wir haben das Bildungssystem der Bundesrepublik Deutschland verändert, haben unsere Ideen, die wir hier in Sachsen entwickelt haben, mit eingebracht. Wir haben die Wissenschaft geprägt: Heute ist das, was Krebsforschung in



Deutschland ist und damit die Chance, Menschen von dieser schweren Krankheit zu heilen, wesentlich geprägt von dem, was in Dresden passiert, aufgebaut von denjenigen, die seit 1990 hier das Wissenschaftssystem aufgebaut haben. Was Diabetes und Alzheimer betrifft, wird die Forschung im Wesentlichen von den Wissenschaftlern aus Leipzig mitbestimmt. Wir haben es geschafft, dass die Mobilität — gerade was die Elektromobilität angeht — hier aus Sachsen einen neuen Innovations Schub bekommt.

Wir haben es geschafft, dass die großen Katastrophen, wie beispielsweise das Jahrhunderthochwasser, das uns auch hier in Sachsen so sehr beschäftigt hat, gemeinsam bewältigt werden. Wir haben Bundespräsidenten gewählt, wir haben eine ostdeutsche Bundeskanzlerin, wir haben dieses Land gestaltet. Dies sage ich deswegen, weil das eine oder andere, was in diesen Tagen diskutiert wird — natürlich nicht alles, aber mit Sicherheit zu viel — viel zu statisch und viel zu mutlos ist, und manches an Debattenbeiträgen auch zu wohlfeil.

Ich möchte, dass wir darüber sprechen — und das wünsche ich meinem Vaterland und unserem Freistaat Sachsen, dass es uns gelingt, die zwölf Monate, die jetzt vor uns liegen bis zum 30. Jahrestag der Deut-



schen Einheit, damit zu verbringen, was wir gemeinsam noch erreichen wollen, was wir leisten wollen. Dass wir nicht das »Die« in den Mittelpunkt stellen, sondern so — wie es der Landtagspräsident schon zitiert hat — das »Wir«: Was wollen «Wir» gemeinsam erreichen?

Meine Damen und Herren!

Dazu gehört die kritische Diskussion, der ehrliche Blick, das Zuhören — so, wie es die sächsische Staatsregierung in den vergangenen 20 Monaten geleistet hat. Und so wie es die neue Staatsregierung, die ja wahrscheinlich am heutigen Nachmittag einen weiteren Schritt in diese Richtung tun wird, es auch in Zukunft leisten wird: miteinander reden, zuhören und aus diesem Zuhören auch konkrete Politik weiterentwickeln, dieses Land besser machen und dabei nie vergessen, was die Grundlagen unseres Wohlstandes und unseres Friedens sind: Demokratie, Freiheit, Rechtsstaatlichkeit und soziale Marktwirtschaft.

Herzlichen Glückwunsch zu diesem Nationalfeiertag. Wir haben gemeinsam einen großartigen Erfolg errungen. Vieles liegt vor uns. Gott schütze unser deutsches Vaterland.





Vorstellung des Festredners, Ulrich Wickert

Ulrich Wickert, geboren 1942 in Tokio/Japan, ist einer der bekanntesten deutschen Journalisten und Autoren.

Die Schule besuchte er in Heidelberg sowie von 1956 bis 1959 in Paris. Hier lernte er fließend Französisch sprechen und verfasste seinen ersten Artikel über den Eiffelturm für die Rhein-Neckar-Zeitung.

Nach dem Abitur studierte Wickert Jura und politische Wissenschaften in Bonn und den USA, ursprünglich mit dem Berufswunsch, Diplomat zu werden. Durch einen glücklichen Zufall wurde er 1969 Redakteur des politischen Fernsehmagazins »Monitor«. Aufgrund seiner Sprachkenntnisse entsandte man ihn bei Präsidentschaftswahlen immer wieder als Verstärkung an das ARD-Studio in die französische Hauptstadt. Ab 1977 leitete der Journalist viele Jahre die ARD-Studios in New York und Paris.

Zurück in Deutschland, arbeitete Wickert von 1991 bis 2006 als Erster Moderator der ARD-Sendung »Tagesthemen« in Hamburg und avancierte zu einem der bekanntesten Gesichter der deutschen Fernsehkultur. Anschließend moderierte er im NDR-Hörfunk mehrere Jahre die Literatursendung »Wickerts Bücher«.

Ulrich Wickert hat außerdem viele Hörfunk- und Fernsehdokumentationen geschaffen und zahlreiche Bücher veröffentlicht, zuletzt im September 2019 »Identifiziert Euch! Warum wir ein neues Heimatgefühl brauchen«, in dem er einen neuen Heimatbegriff und eine Neubewertung der Identität der Deutschen fordert, um wieder handlungsfähig zu werden.

Ulrich Wickert hat für sein Wirken und Schaffen sowie seine Verdienste um die deutsch-französische Freundschaft zahlreiche Ehrungen und Preise erhalten. So ist er u. a. Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse und wurde für seine Verdienste um die deutsch-französische Zusammenarbeit mit dem Adenauer-de-Gaulle-Preis geehrt sowie zum Offizier der Ehrenlegion ernannt.

Mit seiner Familie lebt Ulrich Wickert in Hamburg.



»Friedliche Revolution: Wichtiges Element der gesamtdeutschen Identität«

Festrede des Journalisten und Autors, Ulrich Wickert

Herr Präsident,
meine Damen und Herren,

die Sachsen können heute stolz sein. Sie können stolz sein auf das, was dieser Tag, der 3. Oktober, verkörpert. Nicht nur die Sachsen können stolz sein, nein, auch die Menschen in Thüringen oder Sachsen-Anhalt, alle Ostdeutschen können stolz sein auf diesen Tag. Er heißt nun »Tag der Deutschen Einheit«.

Und was »Einheit« in der deutschen Geschichte bedeutet, wissen wir alle. Deshalb heißt es in der 1841 gedichteten deutschen Nationalhymne auch: »Einigkeit und Recht und Freiheit«, während die Franzosen ihren Nationalfeiertag, den 14. Juli, verbinden mit »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«. Brüderlichkeit, ein Begriff, den ich heute mit Solidarität übersetzen würde. Nationalfeiertage sollen eine besondere Rolle spielen für die Identifikation der Bürger mit ihrer Geschichte, bei der Anerkennung ihrer kollektiven Identität. Das gilt für den 14. Juli der Franzosen, es trifft auch für den 4. Juli als Feier der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika zu.

Aber was heißt das für den deutschen Nationalfeiertag?

Der 3. Oktober erinnert an den Tag, an dem die neuen Bundesländer gemäß Artikel 23 Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland beigetreten sind. Dieser Beitritt ist der abschließende Akt dessen, was als friedliche Revolution in der DDR begonnen hat. Und in diesem geschichtlichen Vorgang spielt Sachsen und spielen die Sachsen eine wesentliche Rolle.

War nicht der 9. Oktober 1989 in Leipzig der ausschlaggebende Tag für das Gelingen dieser Friedlichen Revolution, nachdem in Plauen am





7. Oktober und in Dresden am 8. Oktober schon friedlich demonstriert worden war? Der 9. Oktober war der Tag, an dem in Leipzig 70 000 Bürger auf die Straße gingen, obwohl sie nicht wussten, ob es zu einer heftigen Auseinandersetzung mit den Sicherheitskräften kommen würde. Ihr Mut war ihr Sieg. Der Staat zuckte damals zurück.

So führt eine direkte Linie von Anfang Oktober zum 9. November, zu dem Tag, an dem die Mauer fiel. Nach dem 9. Oktober erhielt Leipzig, die zweite große Stadt in Sachsen, im Volksmund den Ehrentitel: Heldenstadt. Das fügt sich doch gut, nebenbei gesagt, trägt doch Dresden schon den Beinamen »Elbflorenz«.

Wenn ich sage: Die Sachsen, wie alle Ostdeutschen, können heute stolz sein, mag manch ein kritischer Geist einwerfen: Man kann nicht stolz sein auf ein Land mit solch einer Geschichte, wie sie sich im Dritten



Reich spiegelt. Einer Geschichte mit einem angezettelten Zweiten Weltkrieg, mit Konzentrationslagern und Gaskammern.

Als ich Literaturnobelpreisträger Günter Grass einmal fragte, ob er stolz auf Deutschland sein könnte, erklärte er, er sei stolz auf eine konkrete Tatsache – nämlich dabei gewesen zu sein, als Bundeskanzler Willy Brandt bei seinem Besuch im Warschauer Getto, das auf Befehl Himmlers von den Deutschen 1944 völlig zerstört wurde, auf die Knie fiel und somit Scham und Reue ausdrückte.

Auch Bundespräsident Roman Herzog bezog seinen Stolz auf eine bestimmte, dem demokratischen Wert »Freiheit« dienende Tat: »Auf die Bürgerbewegung, die die Freiheit im Osten unseres Landes erkämpfte, können wir auch alle stolz sein.«

Aber drückt sich dieser Stolz auch in der Wahl des Nationalfeiertags aus?

Jedes Land hat drei nationale Symbole, die Hymne sowie die Flagge und eben auch den Nationalfeiertag. Sie dienen dem Zusammenhalt, dem Gefühl, dass das Volk etwas Gemeinsames teilt, dass es zusam-

mengehört. Als es darum ging, den dafür passenden Tag zu finden, wurde eine Reihe von Daten genannt. Der 9. Oktober mit seiner Masendemonstration in Leipzig hätte es sein können oder der 9. November mit der Öffnung der Mauer. Der 9. November war aber auch der Tag, an dem Hitler 1923 in München versuchte zu putschen, an dem 1938 Juden verfolgt und Synagogen geplündert wurden. Andererseits war der 9. November 1918 der Tag, an dem in Berlin die Republik ausgerufen wurde, was am 12. November 1918 zur Abdankung von Friedrich August, König von Sachsen, führte, der damals gesagt haben soll: »Na da macht eiern Drägg alleene«.

Nun dient uns der 3. Oktober als nationales Symbol. Das Datum ist mir weniger wichtig als das, was der Tag verkörpert: Die Ostdeutschen haben mit ihrem Mut, mit der Überwindung von Angst, mit ihrer Hartnäckigkeit im Kampf für die Freiheit der deutschen – der gesamtdeutschen – Identität ein wichtiges Element hinzugefügt. Sie haben friedlich eine Diktatur niedergezogen. Solch ein Ereignis fehlte bisher in der deutschen Geschichte. Wird nicht Lenin der ironische Satz zugeschrieben: »Revolution in Deutschland? Das wird nie etwas, wenn diese Deutschen einen Bahnhof stürmen wollen, kaufen die sich noch eine Bahnsteigkarte!«

Nun, nicht nur darin wurde Lenin widerlegt.

Auf den Erfolg der Friedlichen Revolution, auf den erkämpften Sieg der Freiheit können alle Deutschen stolz sein, sie müssen es sich nur bewusst machen. Denn gerade der bewusste Teil der Identitätsbildung hat eine erhebliche soziale Bedeutung.

So meint der Philosoph Jürgen Habermas: »Erst das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu ›demselben‹ Volk macht die Untertanen zu Bürgern eines einzigen politischen Gemeinwesens, zu Mitgliedern, die sich *für-einander* verantwortlich fühlen können. Die Nation oder der Volksgeist – die erste moderne Form kollektiver Identität überhaupt – versorgt die rechtlich konstituierte Staatsform mit einem kulturellen Substrat.« Für Habermas, dessen Überlegungen von der Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit geprägt sind, hat eine Gesellschaft keine Identität wie ein Gegenstand oder eine Person, die in deren Einzigartigkeit besteht. Habermas stellt ethische Bedingungen, Voraussetzungen, die erfüllt werden müssen, damit eine nationale Identität *vernünftig* sein und in einer »postnationalen« Gesellschaft Bestand haben kann.



Nach Habermas zeichnet sich eine nationale Identität dadurch aus, dass sie nicht angewandt werden kann, wie es Rechtsradikale tun, indem sie Identität benutzen, um einen Teil der Bevölkerung ein- und einen anderen auszuschließen.

Aus seiner Definition folgt, dass ein jeder Bürger sich haftbar fühlen muss für den Zustand seiner Gesellschaft, insbesondere zu handeln hat, wenn sich undemokratische Entwicklungen andeuten.

Daraus ergibt sich: Der Bürger trägt Verantwortung für den Zustand »seiner Gesellschaft«. Dafür muss er sich aber erst einmal zu seiner Gesellschaft bekennen. Sich zu seiner Gesellschaft, zu seiner nationalen Identität zu bekennen, muss man auch lernen. Und deshalb halte ich verstärkten Geschichtsunterricht in den oberen Klassen für dringend angebracht.

Ich selbst habe es auch lernen müssen. Als ich das Glück hatte, mit einem Stipendium in den USA zu studieren, war John F. Kennedy Präsident.

Und ein Satz, den er geprägt hat, ist mir zum Lebensmotto geworden. »Frag nicht, was dein Land für dich tun kann, frag, was du für dein Land tun kannst.« Damals war ich Student. Aber sofort nach meiner Rückkehr in die Bundesrepublik, habe ich mich in die Studentenselbstverwaltung wählen lassen, um Verantwortung – und sei es im Kleinen – zu übernehmen.

So rufe ich heute allen zu: Übernehmen Sie Verantwortung: für Ihre Gesellschaft, für Ihre Gemeinschaft! Ja, ich will es sogar noch etwas pathetischer formulieren, da wir heute unseren nationalen Feiertag begehen: Setzt Euch ein für diese Heimat! Setzt Euch ein für diese Nation!

Wer wissen will, wer er ist, muss wissen, woher er kommt, um zu sehen, wohin er will. Wenn wir uns also fragen, wer wir sind, müssen wir in die Zukunft gerichtet denken. Das bedeutet, dass wir umstrittene Begriffe wie *Identität* und *Volk*, *Nation* und *Heimat* unserer Zeit entsprechend definieren müssen. Und was bedeutet das Wort deutsch?

Die allermeisten Deutschen, die heute in der Bundesrepublik leben, sind nach dem Krieg geboren. Ist es da noch gerecht, sie mit der Vergangenheit des Dritten Reiches zu belasten? Entwickelt nicht jeder Mensch seine persönliche Identität und sein Selbstverständnis zunächst aus der jeweiligen Lebenslage und erst anschließend aus dem Geschichtsbewusstsein seiner Umgebung?

Einen mich überzeugenden Grundgedanken zur nationalen Identität prägte der französische Staatsphilosoph Charles de Montesquieu. Er trennt das Menschsein von der politischen Identität jeder Person, indem er von sich sagt, er sei aus *Notwendigkeit Mensch*, aus *Zufall Franzose*. Dieser Grundsatz ist für mich bestimmend, wann immer von nationaler Identität geredet wird.

Mit seiner Feststellung »Ich bin aus Notwendigkeit Mensch und Franzose aus Zufall« stellt Montesquieu die Begriffe *Notwendigkeit* und *Zufall* genauso einander gegenüber wie *Mensch* und *Nationalität*. Mensch und Notwendigkeit entsprechen sich demnach ebenso wie Nationalität und Zufall.

Nun lehrt der Gegensatz von *Notwendigkeit* und *Zufall* nicht nur zu unterscheiden zwischen *Menschsein* und *Zugehörigkeit zu einer Nation*, sondern es ergibt sich daraus auch eine Abstufung, die verlangt, das Menschsein als einen absoluten Wert zu begreifen und die Zugehörigkeit zu einem Volk als einen relativen. Als Mensch steht eine Person unter dem Schutz der allgemeinen Menschenrechte. Als Franzose, Deutscher oder Türke kann eine Person zwar Respekt für ihre nationalen Werte beanspruchen, doch allgemeingültig sind sie nicht. Sie können sogar im Widerspruch zu denen einer anderen Nation stehen.

In der Abstufung der Wertigkeiten liegt die angemessene Bedeutung einer nationalen Identität. Wer nach diesem Maßstab urteilt, der wird zu einer differenzierten Wahrnehmung von Menschen gelangen und nicht mehr fragen, ob jemand Deutscher sei, sondern er wird sich erkundigen, wer dieser *Mensch* ist, der – aus *Zufall* – mit einer deutschen Identität versehen ist.

Auf die Frage, was es für ihn bedeute, Deutscher zu sein, antwortete Joachim Gauck: »Erst einmal ist es Schicksal. Man sucht sich nicht aus, welche Eltern man hat, sondern die Eltern sind schicksalhaft die Erzeuger. Zweitens sind die Eltern selbst hineingeboren in einen bestimmten politischen, historischen und regionalen Zusammenhang. Es ist der Ort meiner zufälligen Geburt, zufällig ein Ort in Deutschland. Und da ich nur einer bin und nur eine Jugend und eine Kindheit habe, und nur an einem ganz bestimmten Ort die Leiden und die Freuden, die mich als Person gemacht haben, erlebte, bin ich Deutscher.«

Gaucks Nachfolger im Amt des Bundespräsidenten, Frank-Walter Steinmeier, erklärte, sich auf Montesquieu beziehend, Ähnliches:

»Wenn mich meine Mutter an ihrem Heimatort Breslau zur Welt gebracht hätte, wäre ich heute Pole. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts hat dazu geführt, dass ich in Westfalen geboren und Deutscher bin. Das bin ich gern, und manche sagen, ich sei sehr deutsch! Ich bin gerne Westfale, Deutscher und Europäer.«

Während Montesquieu eine jede Person zuerst Mensch sein lässt und sie dann mit einer jeweiligen zufällig erworbenen Nationalität versieht, wird den Deutschen im Ausland vorgeworfen, sie würden genau umgekehrt denken. Wer behauptet, er sei aufgrund seines Wesens Deutscher und dank seiner deutschen Qualität Mensch, der verdreht die Rangfolge. Hinter solch einer Anschauung verbirgt sich die alte Definition des Begriffs *Nation*, deren Merkmal es war, sich besser zu dünken, als »die anderen«, die Fremden und Nachbarvölker. Die Rangfolge muss heißen: von Geburt Mensch, aus Zufall Deutscher.

Menschsein bedeutet, sich im Besitz der Menschenwürde zu befinden, und sie ist die Grundlage der Menschenrechte, also jener ethischen Werte, die das Verhalten in der Gesellschaft regeln. *Deutscher* zu sein bedeutet dagegen, einer Gruppe von Menschen anzugehören, zu deren Identität gewisse nationale Eigenheiten, spezielle kulturelle Einflüsse, eine eigene Sprache, vielleicht gar ein Dialekt und – sehr bedeutsam – eine eigene Geschichte gehören.

Wenn wir von einer *nationalen* Identität sprechen, so stellt sich auch die Frage nach dem Begriff *Nation*. Was aber macht die deutsche Nation aus? Im 18. Jahrhundert war das Land der Deutschsprechenden in unzählige Machtbereiche aufgeteilt. Wenn nicht ein Zentralstaat, was war es dann, das die Deutschen zusammenhielt?

Wer in Frankreich fragt, was die Franzosen eint, der wird überschüttet mit Werten wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die für Republik und Nation stehen. Ihm wird erklärt, die Franzosen hätten eine gemeinsame Geschichte: Selbst der einfache Franzose kennt die Bedeutung des Frankenkönigs Chlodwig und seiner Taufe irgendwann um das Jahr 500 nach Christi Geburt. Franzosen schämen sich nicht, stolz auf ihre eigene Geschichte zu sein.

In Deutschland dagegen schmerzt die gemeinsame Geschichte, und selbst die Behauptung, man habe gemeinsame politische Ziele, wagt kaum jemand. Denn welche Missverständnisse könnten sich dahinter verbergen! Der politische Konsens wird zwar immer wieder beschworen,





doch wer genau hinschaut, der sieht zwar einen Konsens in den demokratischen Grundwerten, aber keinen Konsens in jenen Fragen, die sich über das reine Staatswesen hinaus mit der Nation und dem Volk, mit Geschichte und Kultur befassen.

Die Worte *Nation* und *Volk* wirken belastet. In Festreden wird heute von führenden Politikern oder klugen Intellektuellen gern stolz darauf verwiesen, dass Deutschland eine »Kulturnation« sei, denn sie wagen sich wegen der deutschen Geschichte nicht, dem Begriff Nation einen politischen Inhalt zu geben. Aber gerade das tut not.

Die ausschließlich kulturelle Definition – selbst, wenn sie weltoffen gemeint sein sollte – hat die Deutschen dazu verführt, sich von ihren Nachbarn abzukapseln. Mit der Entdeckung des deutschen Wesens haben sie andere Kulturen, die sie zunächst als ebenbürtig ansahen, als minderwertig eingestuft und schließlich ausgeschlossen, denn es siegte der Gedanke, das deutsche Wesen sei höherwertig. Gewiss gehört auch die Kultur zur Gesamtheit einer Nation. Die Frage ist nur, ob sie an erster Stelle steht. Die Deutschen sollten aus ihrer Geschichte gelernt haben, dass eben nicht die Kultur als Ausdruck des Deutscheins vornan steht, sondern die universell gültigen Grundwerte der Menschenrechte und die Werte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Die politische Definition der Nation muss von einem gemeinsamen Willen des Staatsvolkes getragen werden. Und der sollte in die Zukunft gerichtet sein. Aber so zu denken, ist in Deutschland noch nicht weit genug verbreitet.

Im Gegensatz zu der pauschalen Ablehnung des Begriffs Nation durch viele Bürger bemühen sich deutsche Philosophen und Wissenschaftler seit den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts, Gemeinsamkeiten zu erkunden, die die Deutschen zusammenhalten. Gibt es etwa eine deutsche Nation? Diese Frage wäre – wenn es nur um den theoretischen Begriff *Nation* ginge – nicht schwer zu beantworten. Jeder, der heute versucht, Nation modern und positiv zu definieren, greift auf die politischen Gedanken des französischen Philosophen Ernest Renan zurück, der feststellte, die Nation sei ein täglich zu wiederholendes Plebiszit, eine immer wieder neue Befragung ihrer Staatsbürger. In Renans Überlegung stecken mehrere Elemente:

- Plebiszit bedeutet, dass das Volk das Recht hat, abzustimmen – also souverän ist,
- täglich heißt, dass immer neu über den Zustand der Nation befunden werden kann.

Nichts ist also endgültig.

In wissenschaftlichen Kreisen in Deutschland hat sich heute die politische Definition zwar durchgesetzt, aber trotzdem wird immer noch heftig darüber gestritten, ob Nation nicht längst ein überholter Begriff sei. Die Bezeichnung *Nation* wird im täglichen Umgang schnell mit Nationalismus oder gar Nationalsozialismus verbunden. Und daraus folgt eine Ablehnung dieses Begriffs.

Ich habe manchmal den Eindruck, dass diejenigen, die von der Nation Abschied nehmen wollen, dies in der Hoffnung tun, mit der deutschen Vergangenheit brechen zu können. Wenn das gelänge, wäre es ein zu leichter Ausweg. Es gelingt aber nicht. Wenn die Deutschen sich mit der Geschichte ihrer Nationenwerdung auseinandersetzen, können sie die Irrwege in der eigenen Vergangenheit erkennen – und daraus die richtigen Folgerungen für die Zukunft ziehen. Denn gerade im Denken derjenigen, die aus hypermoralischen Gründen den Begriff als überholt abweisen, finden sich manchmal Überreste jenes Verhaltens, das den Deutschen zur Belastung wurde.

Betrachtet man noch einmal den Satz von Montesquieu, wonach eine Person aus Notwendigkeit Mensch, aber nur aus Zufall mit einer Nationalität versehen ist, so lässt sich der Schluss ziehen: die Identität betrifft den *Menschen*, die Nation betrifft den *Deutschen* im Menschen, denn das Nationale ist nur ein Teil der Identität eines jeden Individuums. Deshalb wäre es angebracht, wenn die Deutschen ihr Deutschsein nicht so fürchterlich wichtig nähmen. Schließlich ist die Nation weder ein vorgegebener Urgedanke der Schöpfung, der in der Geschichte nur seine Entfaltung erfährt, noch ist sie im Menschen als notwendig für das Menschsein angelegt.

Wie stark sich die deutsche Identitätskrise besonders in den vier Jahrzehnten der Teilung auf den Umgang mit politischen Definitionen auswirkte, zeigt die uneinheitliche Auseinandersetzung mit dem Begriff *Nation* in einer Unmenge von Abhandlungen, von denen viele mit Tabus belastet sind, die aus der deutschen Geschichte herrühren. Aber es wäre zu eng gedacht, würde man nur die Geschichte als Grund für die Suche der Deutschen nach Identität und Sinn der Nation angeben.

Zahlreiche wirtschaftliche und soziale Vorgänge verunsichern die Deutschen. Die Klimakatastrophe wird plötzlich spürbar durch heiße trockene Sommer oder zunehmende Stürme. Da droht der Schreckbegriff der Globalisierung, die für die hohe Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht wird. Die Industrialisierung wird durch die Digitalisierung





abgelöst. Kommunikationswege verändern sich und damit lockern sich traditionelle Bindungen. Die demographische Entwicklung macht Sorge. Es fehlen Facharbeiter, Pflegekräfte und die soziale Absicherung bei potenziell sinkender Bevölkerungszahl macht manchen sogar Angst. In dieser wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell unübersichtlichen Lage überlegen sich junge Menschen immer häufiger, wie sie in Zukunft ihre eigene Biographie gestalten könnten – und diese Frage richten sie an den Staat. Doch wer ist dieser Staat?

Er könnte ein Stück Lebenssinn vermitteln, wenn es ihm gelänge, dem Menschen eine überindividuelle Identität zu geben und ihm Zukunftsziele zu setzen. Das würde aber voraussetzen, dass es dem Staat gelänge, von seinen Bürgern als Nation anerkannt zu werden, weil er in der Kontinuität der Geschichte einen kulturellen und politischen Konsens herstellt. Das ist jedoch im heutigen Deutschland noch schwer. Die Anerkennung des Staates als Regierungs- und Machtapparat durch die Bürger befindet sich auf einem Tiefpunkt, ja stößt sogar auf wachsende Ablehnung. Dafür ist das sich ankündigende Ende der Volksparteien SPD und CDU ein Beleg. Das ist zwar auch führenden Politikern bewusst, aber ändern sie etwas daran? Der Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt, Reiner Haseloff, erklärt dazu: »Politische Macht legitimiert sich vor allem durch eine Grundakzeptanz. Und dieses Grundvertrauen ist in vielen Teilen der Bevölkerung nicht mehr vorhanden.«

Die gegenwärtig mühevoll Suchende nach der Nation weist eine interessante historische Parallele in der Identitätskrise der deutschen Bildungsbürger vor bald 300 Jahren auf. In der damaligen Identitätskrise entwickelten die Deutschen ihren eigenen Begriff von Nation, der ihrer historischen Lage entsprach und sich von dem der französischen Nation abhob. Ende des 18. Jahrhunderts standen sich ein *deutscher* und ein *französischer* Nationenbegriff gegenüber. Die (deutsche) Kulturnation gegen die politische Nation (der Franzosen). Ab diesem Zeitpunkt entwickelten sich zwei unterschiedliche Wege.

Im deutschen Volk begann die Suche nach seinen kulturellen Ursprüngen, in Frankreich wies die Aufklärung den Weg zu universellen Werten, wie den Menschenrechten und dem Gemeinwohl, als Staatspflicht.

Die Selbstbesinnung auf die deutsche Kultur war ein Rückschritt, der französische Weg zu universellen Werten der Fortschritt. Während die Kulturnation sich auf Abstammung und (mitunter geklitterte) Geschichte

beruft, gründen die Gedanken der Aufklärung auf der Idee, dass die Vernunft Vorrang hat. Erstaunlicherweise hat sich in den vergangenen Jahren diese Gegenüberstellung immer noch in einigen Köpfen in Deutschland eingenset, die von der »Abstammung« ausgehen und von der Vorstellung eines geeinten und homogenen Volkes, das alles ablehnt, das ihm fremd zu sein scheint. Es gab nie einen deutschen Stamm. Deutsch bezeichneten sich seit dem 10. Jahrhundert nur jene Volksstämme, die Deutsch sprachen. Mehr nicht.

Der ehemalige Bundespräsident Joachim Gauck warnte 2018 in einer Rede an der Heinrich-Heine-Universität, mit der Berufung auf die Abstammung im Nationalstaat tauche »die Gefahr einer Überhöhung der eigenen Ethnie auf, verbunden mit einer scharfen Abgrenzung gegenüber anderen Staaten und einer teilweise aggressiven Abwertung von Minderheiten. Letztlich kulminierte der ethnisch reine Staat in einer völkermörderischen Vorstellung«. Von diesem Denken müssen wir uns befreien! Auch in Deutschland sollten wir den fortschrittlichen Begriff für Nation übernehmen, in der nicht ethnische, sondern politische Kriterien ausschlaggebend sind. Deren Ziele sind Menschenrechte, Demokratie, die Republik und die Volkssouveränität. Sicherlich gehören auch viele kulturelle Elemente zu einer Nation: die Bedeutung der Sprache, das große Gewicht der Geschichte, die Literatur, die Musik und so manch eine Tradition.

Die Idee des französischen Nationalstaats ist demokratisch: Nach der Vorstellung von Jean-Jacques Rousseau schließen die einzelnen Bürger einen Gesellschaftsvertrag und konstituieren so ein Ganzes. Genau das Gegenteil drückt die Kulturnation aus. Die deutsche Volksnation ist dem Einzelnen vor- und übergeordnet. Die Träger der französischen Staatsnation sind alle Bürger. Die Träger der Kulturnation sind die Gebildeten, die – weil sie zunächst in keinem einheitlichen Staatsgebilde und später im kriegerisch vereinten Kaiserreich keine politische Macht ausüben konnten – Politik zum schmutzigen Geschäft erklärten. Diese Tatsache hat in Deutschland die fatale Folge gehabt, dass Macht und Geist bis heute getrennt sind.

Zwei Dinge sollte jeder, der sich mit dem Thema Nation und Nationalismus befasst, vor Augen haben:

– Zum einen kann der Begriff Nation demokratisch, weltoffen und fortschrittlich definiert sein.





– Zum anderen gibt es aber in Europa keine ausschließlich gute oder ausschließlich schlechte Verwirklichung des Nationalgedankens. Doch die schlechten Elemente haben häufig überwogen, weshalb es wichtig ist, das Thema äußerst kritisch zu betrachten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen in der Bundesrepublik fortschrittliche Denker mit der Suche nach der Antwort auf die Frage: Welchen Inhalt können wir unserem Staat geben, um nicht wieder dem größtenwahnsinnigen Nationalismus zu verfallen? Die Gedanken des romantischen Nationalismus und der Kulturnation wurden von den Theoretikern fallen gelassen. Stattdessen hielt die französische Definition von Nation Einzug, nach dem Motto, so Habermas: »Nationalstaat und Demokratie sind als Zwillinge aus der Französischen Revolution hervorgegangen.« Dieser Gedanke hat sich in der Öffentlichkeit aber noch nicht vollends durchgesetzt.

Man spricht nun von der Staatsbürgernation, die ihre Identität nicht in ethnisch-kulturellen Gemeinsamkeiten findet, sondern in der Praxis von Bürgern, die ihre demokratischen Rechte ausüben. Aus der Über-

legung heraus, dass sich die Bürger in einem Staat zu einem gemeinsamen politischen Willen zusammenschließen, entwickelte 1979 der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger den Begriff des *Verfassungspatriotismus*. Ein Gedanke, den Philosophen wie Jürgen Habermas und Politiker wie Bundespräsident Richard von Weizsäcker übernahmen und verbreiteten.

Dolf Sternberger meinte, zu seiner Identifikation bedürfe der *Verfassungsstaat* des *Patriotismus*, er benötige Vaterlandsliebe als Bürger-tugend: »Ich wollte nicht einen Ersatz für den nationalen Patriotismus bieten. Vielmehr wollte ich darauf aufmerksam machen, dass Patriotismus in einer europäischen Haupttradition schon immer und wesentlich etwas mit Staatsverfassung zu tun hatte, ja dass Patriotismus ursprünglich und wesentlich Verfassungspatriotismus gewesen ist.«

Wie kein anderer Bundespräsident hat sich Richard von Weizsäcker mit der Frage der deutschen Nation, ihrer Geschichte und den Folgen befasst. Er empfiehlt die Begriffe *Geschichtspatriotismus* und *Aufgabenpatriotismus*. In beiden Worten liegt sowohl das Verpflichtende wie auch das Verbindende. Denn in der gemeinsamen Geschichte einerseits und in den gemeinsamen Aufgaben andererseits befinden sich, so Weizsäcker, »die entscheidenden Merkmale, die uns als das charakterisieren, was wir sind, was wir verletzt haben, was wir aber auch bewältigen können«.

Wer aus der Geschichte der Nationen Lehren zieht und bedenkt, dass die Menschen nicht nur vernunftgelenkt, sondern auch gemütsabhängig sind, der wird von mehreren Voraussetzungen ausgehen, um Nation – im Sinne von Nationalstaat – heute modern zu definieren:

- Sie umfasst eine Gesellschaft, die eine politische Willensgemeinschaft innerhalb eines bestimmten geographischen Gebietes bildet; diese Willensgemeinschaft gründet auf dem Gedanken des Selbstbestimmungsrechts und der Souveränität des Staatsvolks;
- alle Mitglieder der Gesellschaft sind vor dem Gesetz gleich und verstehen sich als Solidargemeinschaft;
- aus der gemeinsamen geschichtlichen und kulturellen Herkunft entwickelt die Nation einen Grundkonsens;
- aber die Gesellschaft umfasst auch mehrere Volks- und Kulturgruppen.

Theoretisch klingt diese Aufzählung gut, aber praktisch ist es sehr schwer, sich nach dieser Definition zu richten. Denn wie viel Müll aus der Geschichte schleppen die Deutschen noch mit sich, einmal als eine

Last, die zu hypermoralischen politischen Reaktionen oder auch leicht zu Selbsthass führt. Zum anderen aber überleben noch immer Reste aus Mythen, die Deutsche zum Glauben verleiten, sie seien »besser«, als sie selber merken. Da wird etwa der geschichtliche und kulturelle Grundkonsens angesprochen, aber gibt es den überhaupt unter den Deutschen?

Den Grundkonsens in diesem Staat zu fördern, dazu könnte der nationale Feiertag dienen. Keiner sollte meinen, er ist besser als die anderen. Sondern alle sollten stolz sein auf das, was dieser 3. Oktober bedeutet:

– Der Sieg der Freiheit durch eine Friedliche Revolution.

– Der Beweis von Mut und Verantwortung.

Stolze Momente für unsere nationale Identität.

Aber Sie sollten auch stolz sein auf Ihre Heimat, die Anmut Ihrer Natur, die Schönheit der Bauten des alten Dresdens.

Aber schauen Sie nicht immer zurück, sondern denken Sie an heute, blicken Sie in die Zukunft. Heute können Sie stolz darauf sein, wie Sachsen in Deutschland, ja, in der Welt gesehen wird.

Die Maler der heutigen Leipziger Schule – angeführt von Neo Rauch und seiner Frau Rosa Loy, von Tim Eitel und David Schnell – bestimmen das künstlerische Bild Deutschlands von New York bis Peking. Und in Dresden existiert nun das Gerhard Richter Archiv, denn hier wurde der in der Welt zur Zeit teuerste lebende Künstler überhaupt geboren. Sächsische Autoren wie die Dresdner Franziska Gerstenberg und Ingo Schulze, Durs Grünbein und Uwe Tellkamp, wie die Leipziger Clemens Meyer und Daniela Krien werden überschüttet mit Literaturpreisen. Sie bestimmen die heutige deutsche Literaturszene mit. Weltruhm verbreiten das Leipziger Gewandhausorchester und die Dresdner Oper.

Und auch das steht für Sachsen: der Dresdner Stollen. Ohne ihn kann ich die Vorweihnachtszeit nicht überleben. Denn zu meinem Geburtstag Anfang Dezember erhalte ich stets einen – mindestens einen – original Dresdner Stollen von meiner Schwiegermutter geschenkt. Sie stammt aus Sachsen, ging in der Lessing-Stadt Kamenz zur Schule, von wo ein weiterer weltberühmter deutscher Maler stammt, der sich heute Georg Baselitz nennt. Genießen Sie das Bewusstsein für eine wundervolle, weltweit anerkannte Heimat.

Ja, die Sachsen können heute stolz sein. Sie können stolz sein auf das, was dieser Tag, der 3. Oktober, verkörpert.





Nicht nur die Sachsen können stolz sein, nein, auch die Menschen in Thüringen oder Sachsen-Anhalt, alle Ostdeutschen sollten stolz sein auf diesen Tag.

Alle Deutschen, ob sie nun im Osten oder im Westen aufgewachsen sind, können stolz sein auf einen Tag, der in der deutschen Identität an eine friedliche Revolution erinnert und daran, dass das Volk die Freiheit erkämpft hat.

Der 3. Oktober verkörpert für alle Deutschen den Ruf der ostdeutschen Demonstranten: Wir sind ein Volk.

»Identität ist für mich nicht rechts oder links«

Im Gespräch mit Ulrich Wickert

Am Vortag des Festakts zum 3. Oktober trafen sich zwei Mitglieder der Landtagskurier-Redaktion, Katja Ciesluk und Dr. Thomas Schubert, zu einem Gespräch mit Ulrich Wickert. Es ging um Sachsen, die deutsche Einheit sowie um seine Sicht auf Heimat und Identität.

Redaktion: Herr Wickert, welchen Bezug haben Sie zu Sachsen?

Ulrich Wickert: Ich bin häufig in Dresden oder Leipzig. Es gibt immer gute Anlässe, um nach Sachsen zu kommen, etwa Vorträge oder Lesungen. Im vergangenen Jahr habe ich zum Beispiel den Dresdner Literaturpreis für mein Frankreichbuch bekommen. Insofern verbindet mich so einiges mit Dresden, nicht zuletzt mag ich die wunderbare Architektur. Dresden ist über die Jahrhunderte hinweg eine weltoffene Kulturstadt gewesen. Das alles hat eine unglaubliche Schönheit entstehen lassen, auf die man stolz sein kann. Sehr beeindruckt hat mich das Buch »Der Turm« von Uwe Tellkamp. Es ist ein faszinierendes Werk, weil es etwas beschreibt aus einer Zeit, die ein Westdeutscher nicht kennt. Gut kenne ich auch die Kulturszene in Leipzig. Mit dem Maler Neo Rauch und seiner Frau Rosa Loy stehe ich im regelmäßigen Kontakt. Ich schicke ihm meine Hörbücher, seit er mir erzählt hat, dass er Hörbücher hört, wenn er malt. Im Gegenzug senden sie mir jedes Jahr im Januar eine Grafik. Sein Brief steht dann immer hintendrauf.

Redaktion: Was bedeutet es für Sie, am deutschen Nationalfeiertag im Sächsischen Landtag zu sprechen?

Ulrich Wickert: Ich empfinde es als eine große Ehre. Man spricht schließlich nicht nur vor den sächsischen Volksvertretern, sondern auch zum Land und zu den Leuten. Meine Kernaussage ist: Liebe Sachsen, liebe Ost-



deutsche, ihr könnt stolz sein. Ihr könnt stolz sein, mit der Friedlichen Revolution zur deutschen Identität etwas ganz Wesentliches beigetragen zu haben. Die Friedliche Revolution ist nicht nur ein Teil der sächsischen, sondern der gesamtdeutschen Identität. Das gilt für alle und alle sollten es sich bewusster machen. Sie ist ein Sieg der Freiheit. In anderen Ländern, wie etwa Frankreich, wurde das sofort verstanden. Der Tag der Maueröffnung war auch für die Franzosen ein freudiges Ereignis. Sie empfanden es ebenso als ihren Sieg, als einen Sieg der Freiheit, als den Sieg des wichtigsten Wertes einer Demokratie. Das haben bei uns viele nicht begriffen, besonders in Westdeutschland nicht.

Redaktion: Sie bezeichnen den Nationalfeiertag neben Fahne und Hymne als eines von drei wichtigen Symbolen der nationalen Identität.

Ulrich Wickert: Richtig, und genau deshalb bin ich der Meinung, dass wir insbesondere über das Datum damals hätten diskutieren müssen. Der Nationalfeiertag bedeutet in den meisten Ländern unglaublich viel. Zumindest unter den Intellektuellen ist die Diskussion ja auch geführt worden, ob man etwa den 9. November nimmt. Da meinten die einen, das ist der Tag der Verkündung der Republik und der Tag der Öffnung der Mauer, die anderen sagten, das ist aber der Tag des Hitlerputsches in München und der Tag der Reichspogromnacht. Meines Erachtens zeigt das genau die Brüche der deutschen Geschichte. Auf jeden Fall hätte man es gesamtdeutsch diskutieren müssen, vielleicht wäre man dann auch auf den 3. Oktober gekommen. Aber das hat damals niemanden interessiert.

Redaktion: Ihr neues Buch heißt »Identifiziert Euch! Warum wir ein neues Heimatgefühl brauchen«. Es ist eine Aufforderung. Mit was oder wem sollen sich die Menschen identifizieren?

Ulrich Wickert: Sehen Sie, der Tag der Deutschen Einheit ist ein Feiertag, an dem man das feiert, was die deutsche Einheit ausdrückt – Einigkeit und Recht und Freiheit. Das ist wichtig für unsere Identität. Dabei ist Identität für mich nicht rechts oder links, so wie ein Tannenbaum nicht rechts oder links ist. Stattdessen ist Identität etwas, was über Jahrhunderte wächst. Die Friedliche Revolution, der Tag der Einheit, das alles ist neu in unserer Identität. Und ich bin der Meinung, wir sollten es stärker herausstellen. Ich glaube, es wäre gut, darauf stolz zu sein.

Redaktion: Braucht es in einer modernen Demokratie noch Identifikationsfiguren?

Ulrich Wickert: Gar keine Frage, wir brauchen immer Identifikationsfiguren. Das können Lehrerinnen und Lehrer sein, Nachbarn, die Eltern, aber auch Schauspieler, Maler oder für den Lehrling der Meister. Identifikationsfiguren sind wichtig, insbesondere, wenn sie die Identifizierung der einzelnen Person fördern.



Redaktion: Sie fordern die Menschen auf, Verantwortung zu übernehmen. Was genau meinen Sie damit?

Ulrich Wickert: Wir alle, nicht der Staat oder die Politik allein, wir alle sind verantwortlich für den Zustand unserer Gesellschaft. Jeder ist verantwortlich für sein Handeln und genauso für das, was er nicht tut. Die Menschen sollten diese Verantwortung übernehmen. Das kann in vielen Bereichen geschehen. So kann man sich für eine Wahl aufstellen lassen oder bei rechtsradikalen Äußerungen gegenhalten und deutlich sagen: Wir akzeptieren das nicht, wir sind für die Demokratie. Innerhalb der Demokratie gibt es eine unglaublich große Bandbreite, aber auch gewisse Regeln, die eingehalten werden müssen.

Redaktion: Was soll passieren, wenn diese Regeln nicht eingehalten werden?

Ulrich Wickert: Wenn jemand Gewalt anwendet, muss der Staat erbarungslos eingreifen, nicht nur, wenn es um Rechtsradikale geht. In Deutschland haben wir sehr viele Dinge lange aus einer falschen Toleranz heraus geduldet wie zum Beispiel die Clan-Kriminalität. Dagegen wird jetzt vorgegangen, aber bestimmt 10, 15 Jahre zu spät. Man muss den Mut haben zu sagen, dass unsere Regeln eingehalten werden müssen und sich nicht von anderen deren Regeln aufzwingen lassen.

Redaktion: Erlebt der politische Diskurs derzeit eine ungekannte Polarisierung?

Ulrich Wickert: Das Bedauerliche ist, dass viele Menschen ein kurzes Gedächtnis haben. In der Bundesrepublik der 1960er- und 1970er-Jahre gab es heftigste Auseinandersetzungen zwischen den Parteien. Ich bin 1968 zu »Monitor« gegangen und 1969 gab es Bundestagswahlen, wo die Gefahr bestand, dass die NPD in den Bundestag kommt. Das heißt, es gab auch damals in der Gesellschaft breite Gräben. Meines Erachtens ist das eine Entwicklung, die auch wieder rückläufig sein wird. Das ist Demokratie. Da kann es heftige und weniger heftige Auseinandersetzungen geben. Aber wir müssen die Demokratie verteidigen. Das ist gar keine Frage.

Redaktion: Wie bewerten Sie dabei die Rolle der Medien?

Ulrich Wickert: Es gibt keine Objektivität, vor allem deswegen, weil die Auswahl eines Themas ja selbst schon etwas Subjektives ist. Grundsätzlich sage ich immer: Regt euch nicht auf über den Begriff Lügenpresse. Seitdem Donald Trump das zehnmal am Tag sagt, lacht man sich darüber nur noch kaputt. Klar ist, überall in der Welt gibt es Fehler, auch im Journalismus. Deswegen aber zu behaupten, dass es eine staatlich gesteuerte Presse gebe, ist lächerlich. Um sich vor Falschmeldungen zu schützen, gibt es meines Erachtens ein ganz einfaches Rezept: Benutzen Sie nicht nur das Internet, um sich zu informieren, lesen Sie die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« oder eine lokale Zeitung, schauen Sie sich die »Tagesschau« oder »heute« an. Natürlich sind dort auch mal Fehler drin, die dann korrigiert werden müssen. Grundsätzlich können sich die Menschen in Deutschland aber sehr gut informieren, wenn sie es denn möchten und nicht nur ihren Vorurteilen folgen.

Redaktion: Sie haben jahrzehntelang als Journalist gearbeitet und viele wichtige Politiker persönlich gekannt. Welche Politiker haben Sie am meisten beeindruckt?

Ulrich Wickert: Richard von Weizsäcker war ein sehr beeindruckender Mensch, sehr nachdenklich und sehr klug. Und Willy Brandt war einer der wichtigsten Kanzler. Er war ein unglaublich faszinierender Mensch, weil er nicht nur durch seine Biografie strahlte, sondern auch durch sein Wesen und durch seine politischen Visionen.

Redaktion: Und heute?

Ulrich Wickert: Angela Merkel verdient Respekt und sie strahlt eine gewisse Würde aus. Auch wenn ich jetzt sagen könnte, dass es viele Dinge gibt, die hätten gemacht werden müssen. Trotzdem habe ich Achtung vor ihr. Ihren Satz »Wir schaffen das!« halte ich für ganz wichtig, weil er das Verständnis eines humanen Staates und Solidarität ausdrückt. Dieser Satz hat dazu geführt, dass Deutschland in größeren Teilen der Welt von den Bevölkerungen sehr positiv gesehen wurde. Auch wenn danach einige Sachen hätten folgen müssen, wie etwa die Gründung eines Einwande-



rungsministeriums oder eine Bündelung der Regelungen und Zuständigkeiten, die auf die Kommunen, Länder und den Bund verteilt sind. Das war ein Manko.

Redaktion: Alles in allem, wie schätzen Sie die deutsche Einheit heute ein?

Ulrich Wickert: Natürlich ist die deutsche Einheit ein Erfolg. Sie ist ein Erfolg der Freiheit. Wenn Leute unzufrieden sind, dann liegt das zum Teil an deren individueller Lage. Aber man hat damals auch viele Fehler gemacht, nehmen Sie nur die Politik der Treuhand, oder dass viele Leute aus ihren Berufen und Ämtern entfernt worden sind, die man teilweise hätte dort belassen können. Zudem rückten dann kaum Ostdeutsche nach. Ein weiterer Fehler war, nach der Einheit nicht gemeinsam etwas zu schaffen. Man hätte damals doch eine gemeinsame Verfassung erarbeiten können. Ich glaube, das wäre gut gewesen. Wir hätten uns in ganz Deutschland darüber unterhalten, was unsere Werte sein sollen und wohl besser zueinander gefunden. Nichtsdestotrotz: Die deutsche Einheit ist ein Erfolg.

Redaktion: Herr Wickert, wir danken Ihnen für das Gespräch.









Die Schriftenreihe »Veranstaltungen des Sächsischen Landtags« dokumentiert die Reden zu Fest- und Gedenkveranstaltungen im Sächsischen Landtag seit 1990.

Folgende Dokumentationen sind zuletzt erschienen:



Die einzelnen Hefte (ab 1990) können bei Interesse kostenfrei unter www.landtag.sachsen.de, per E-Mail unter publikation@slt.sachsen.de oder per Post bestellt werden, soweit sie noch nicht vergriffen sind. Ansichtsexemplare aller Hefte stehen in der Bibliothek des Sächsischen Landtags zur Verfügung.



Hefte der Schriftenreihe hier herunterladen



Sächsischer Landtag

